

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff

Staat und Gesellschaft der Griechen

Mit einer Einleitung von
Jürgen von Ungern-Sternberg

Neudruck der 2. Auflage (1923)



B. G. Teubner Stuttgart und Leipzig 1994

Dieser Neudruck ist die erste Einzelveröffentlichung
der 2., bearbeiteten Auflage des enzyklopädischen Verlagswerkes
„Die Kultur der Gegenwart. Ihre Entwicklung und ihre Ziele.
Hrsg. von Paul Hinneberg. Teil II, Abteilung IV: Staat und Gesellschaft der
Griechen und Römer bis zum Ausgang des Mittelalters“ (1923)

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Wilamowitz-Moellendorf, Ulrich von:
Staat und Gesellschaft der Griechen / von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf.
Mit einer Einl. von Jürgen von Ungern-Sternberg. –
Neudr. der 2. Aufl. – Stuttgart ; Leipzig : Teubner, 1994
ISBN 3-519-07252-1

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt besonders für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© B. G. Teubner Stuttgart und Leipzig 1994

Printed in Germany

Gesamtherstellung: Druckerei zu Altenburg GmbH

EINLEITUNG

„Wer die Kultur der Gegenwart und ihre Leistungen mit kritischem Auge überschaut, der muß erkennen, daß die moderne Geistesarbeit in ihrer stetig wachsenden Spezialisierung und Komplizierung wahrhaft nutzbringende Früchte nur dann zeitigen kann, wenn sie zugleich in sich die Kraft zur verknüpfenden Zusammenfassung des auf den einzelnen Kulturgebieten Erreichten findet.“ Mit diesen einleitenden Worten zum ersten Band des Werkes (*Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart*, Berlin-Leipzig 1906) kündigte der Herausgeber Paul Hinneberg nichts Geringeres als „eine Enzyklopädie der modernen Kultur“ an, in der „die anerkannt hervorragendsten Vertreter jedes Faches“ auf knapp zugemessenem Raum „Übersichtlichkeit und Gemeinverständlichkeit der Darstellung“ mit „volkstümlicher, aber künstlerisch gewählter Sprache“ verbinden sollten. Des Näheren sollten nach dem Verlagsvertrag „die *historischen* Teile des Werkes in Längsschnitten die wesentlichsten Leistungen der einzelnen Epochen auf den verschiedenen Kulturgebieten entwickelnd darstellen soweit sie für die Folgezeit von grundlegender Bedeutung geworden sind und noch über die Gegenwart hinaus Interesse versprechen.“

Für den Bereich der griechischen Antike war Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1848–1931) damals die gegebene Wahl. Als Kenner der ‚griechischen Literatur des Altertums‘ in ihrer ganzen Fülle steuerte er bereits 1905 einen entsprechenden Abriß bei, der dann 1912 in dritter „stark verbesserter und vermehrter“ Auflage erscheinen konnte. Noch mehr indes entsprach der Gesamtrichtung seiner Interessen ‚Staat und Gesellschaft der Griechen‘, zuerst erschienen im Jahre 1910, dann in überarbeiteter Form im Jahre 1923 (danach die Zitate).

Wilamowitz, den Mommsens ‚Römische Geschichte‘ schon als Schüler tief beeindruckt hatte, betrachtete von Anfang an die geschichtlichen, kulturellen und rechtlichen Aspekte des griechisch-römischen Altertums als ein untrennbares Ganzes. Als Schwiegersohn Mommsens begleitete er in einem intensiven Briefwechsel die Entstehung des 5. Bandes der ‚Römischen Geschichte‘ und des 3. Bandes des ‚Römischen Staatsrechts‘. Geleitet von dessen Prinzipien verfaßte er nach der Auffindung des aristotelischen ‚Staates der Athener‘ ein grundlegendes Werk über die attische Verfassungsgeschichte: ‚Aristoteles und Athen‘ (2 Bde., Berlin 1893). Zugleich war er sich freilich auch der Differenzen bewußt: „Was für Rom die logik des rechtes, das ist für Hellas die der philosophie ... wer in griechischer geschichte zu hause sein will, der muß, was die alte zeit anlangt, in Homer und Pindar, was die spätere anlangt, in Platon und Aristoteles zu hause sein: bei denen lernt er denken und empfinden wie die leute, deren staat und geschichte er verstehn soll“ (I 381).

Seine umfassende Sicht des Altertums hat Wilamowitz vor allem als Professor an der Universität Berlin seit 1897 zu realisieren unternommen: durch die Ausgestaltung des Philologie, Geschichte und Archäologie zusammenschließenden ‚Instituts für Altertumskunde‘ ebenso wie durch die Leitung der ‚Inscriptiones Graecae‘. Das große Interesse für Land und Leute des zeitgenössischen Griechenland und Kleinasien und an der Erforschung der antiken Stätten wird in den ‚Erinnerungen‘ vor allem bei der Reise des Jahres 1903 deutlich. Die Erlebnisse dieser und anderer Reisen spiegeln sich aber auch allenthalben in ‚Staat und Gesellschaft der Griechen‘; so etwa bei der Beschreibung von Thera (68) oder bei der wiederholten Erwähnung der Grabungen in Priene (125; 186). Mit demselben Sinn für das Anschauliche betont er mehrmals die Wichtigkeit der Vasenbilder für ein realistisches Verständnis der Griechen (125; 211) – zwei Jahre zuvor (1908) hatte er als Geschenk zu seinem 60. Geburtstag von den Studenten die ‚Vasenbilder‘ von Furtwängler-Reichhold erhalten.

Mit berechtigtem Selbstbewußtsein konnte Wilamowitz somit sein Programm entwickeln: „Wer von dem staatlichen und gesellschaftlichen Leben der Griechen ein Gesamtbild geben will, in dem das spezifisch Griechische in, meistens unausgesprochenem, Gegensatz zu anderen Völkern hervortritt, kann das auf keine andere Weise erreichen, als daß er das Bild wiedergibt, das in seiner Phantasie allmählich durch die Beobachtung von tausend und aber tausend Einzelheiten entstanden ist. Denn die Griechen liefern ihm natürlich keine Selbstschilderung, und mag er auch die Kenntnis der anderen Völker, die das spezifisch Griechische erst deutlich macht, fremder Forschung entnehmen, die Griechen muß er im großen und kleinen aus eigener Anschauung schildern, sonst verwirkt er jedes Recht darauf, gehört zu werden“ (207).

Bei Wilamowitz ist in der Tat alles ‚aus erster Hand‘. Dem entspricht ganz sein Überblick über die ‚Literatur‘ (207 ff.), der im wesentlichen einen kurzen Abriss der antiken Geschichtsschreibung bietet, dann bei den Leistungen eines August Boeckh, Friedrich Gottlieb Welcker und Otfried Müller verweilt, von den Historikern aber nur Johann Gustav Droysen, George Grote und Eduard Meyer kurz charakterisiert, während etwa die Werke eines Georg Busolt gar keine, die von Julius Beloch nur für das 3. Jahrhundert Erwähnung finden. Wichtig sind Wilamowitz daneben noch einige Werke zur Erschließung der Inschriften und Papyri; hier hat er auch in der 2. Auflage Ergänzungen vorgenommen und auf „die bedeutenden Arbeiten“ von Martin P. Nilsson hingewiesen, so sehr er dabei gegenüber der vergleichenden Religionsgeschichte Zurückhaltung bewahrte (62; 212).

Allerdings sollte und wollte er hier keine ‚Griechische Geschichte‘ vorlegen. Deren Erkenntnis setzt er allenthalben voraus, im Grunde sogar bei dem ‚geschichtlichen Überblick‘ über die makedonischen Königreiche (142 ff.). Ja, er ‚redimensioniert‘ energisch die Ereignisgeschichte: „Dagegen die politische Geschichte der Hellenen erscheint, je mehr sie unbefangen untersucht und damit des heroischen Nimbus entkleidet wird, desto enger und kleinlicher. Es geht beinahe an, sie aus dem großen Zusammenhange der Weltgeschichte ganz auszuschalten ...“ (1 f.). Wichtig ist ihm allein „der hellenische Geist“, den er einleitend sogleich mit „individueller Freiheit“ und „Gemeindefreiheit“ verbindet und der für ihn

folgerichtig im Gemeinwesen der Athener gipfelt: „Erst der ruhigen Zeit, welche die Herrschaft eines der bisher konkurrierenden, mächtigen Geschlechter brachte (sc. der Peisistratiden), verdankte Athen jenen wunderbaren Aufschwung, der ihm die Kraft gab, die denkwürdigste Periode der griechischen Geschichte zu einer athenischen zu machen“ (100). Der politischen Verfaßtheit der Griechen gilt also sein Interesse; wobei ihm übrigens durchaus bewußt ist, daß diese mit den modernen Begriffen ‚Staat‘ und ‚Verfassung‘ eigentlich nicht wiedergegeben werden sollte (44 f.; 62).

Dem Rahmen des Gesamtwerkes entsprechend bedient sich Wilamowitz einer gemeinverständlichen Sprache unter Meidung von Fachtermini. Manchmal fast zu sehr, wenn er etwa ‚Galeere‘ für ‚Triere‘ setzt. Der stilistische Einfluß von Mommsens ‚Römischer Geschichte‘ ist spürbar. Wie Mommsen modernisiert er und verwendet allenthalben geschichtliche Analogien mit der schönen Selbstverständlichkeit des universal historisch Gebildeten, dem Rom, die Spätantike und das Mittelalter ebenso gegenwärtig sind wie der Verweis auf den Abbé Sieyès und Tocqueville (102; 104). Besonders häufig – und in der Tat erhellend – sind seine Vergleiche der Völkerwanderungszeit (Theoderich) mit der frühen griechischen Epoche (8 f.; 23; 29 f.; 58 f.).

Immer wieder scheinen die Diskussionen der Zeit auf – nicht nur die im engeren Sinne fachlichen. An die Vorstellung des ‚Mutterrechts‘ will Wilamowitz zwar „kein ernstes Wort“ verschwenden (34), der Stellung der Frau gilt aber durchaus seine Aufmerksamkeit (97 ff.; 124 f.). Die Herkunft der Etrusker aus der Welt des Alten Orients weist er mit der richtigen Bemerkung ab: „Es ist überhaupt vorschnell, die Ausbreitung von Gesittung und Mode in Tracht und Hausrat als Ausbreitung eines Eroberervolkes aufzufassen; was ein Mensch an und um sich hat, entscheidet nun einmal nicht über seine Herkunft und gar seine Sprache“ (12).

Generell war damals die Einwirkung des Alten Orients auf Griechenland, besonders auch durch die Vermittlung der Phönizier, ein heißumstrittenes Thema. Wilamowitz äußert sich zunächst sehr ablehnend und möchte eher eine analoge Entwicklung beider Völker annehmen (24 f.), um dann doch verschiedene Einflüsse einzuräumen (Schrift; Maß und Gewicht) und endlich unter der Randrubrik ‚Hellenen und Asiaten‘ grundsätzlich Stellung zu nehmen. Dabei wird deutlich, daß hinter dieser Kontroverse die viel grundlegendere Rassendebatte stand mit Schlagworten wie ‚Reinheit‘, ‚Überfremdung‘ und dergleichen: „So halten die beiden entgegengesetzten Modemeinungen vor den Tatsachen der Geschichte nicht stand. Der Fanatismus der reinen Rasse kann sich mit einigem Schein auf die Griechen berufen, deren Sprache und Kultur auf ihrer Höhe eine unvergleichbare Einheit und Reinheit zeigt. Aber das ist das letzte Ergebnis einer langen Entwicklung, und zugrunde liegt gerade hier unübersehbare Mischung der Völker und der Kulturen, und selbst das arische Blut ist keineswegs rein. Ja, man muß sagen, daß die griechische Kultur nur so lange wächst, als sie die Kraft hat, Fremdes in sich aufzunehmen“ (26).

Wilamowitz betont dann nochmals, daß Übernahmen aus Babylon die Bedeutung der Griechen so wenig beeinträchtigten wie Einwirkungen des Marduk die religiöse Bedeutung des Judentums. Um zu schließen: „In Wahrheit wurzeln diese

Verkehrtheiten einerseits in dem Rassenhochmut der Arier sowohl wie der Semiten, andererseits in den Vorturteilen der jüdisch-christlichen Tradition und der antijüdischen und antichristlichen Polemik. Diese giftigen Dünste dürfen das reine Licht der Wissenschaft nicht trüben“ (27).

Er selbst hat nicht die geringste Schwierigkeit, mit Aristoteles Karthago zuzubilligen, „daß diese semitische Stadt ganz wie die der Griechen auf Bürgerfreiheit und Gesetz gegründet war“ (25; vgl. 32; 53 f.), oder die Stellung des frühen griechischen Hausvaters mit der der Patriarchen der Genesis zu vergleichen (33).

Ganz frei machen kann er sich von derartigen Konzeptionen freilich nicht, wie insbesondere an seiner Charakterisierung von Ioniern und Dorern sichtbar wird (bes. 91 ff.). Wenn er aber, scheinbar nebenbei, bemerkt: „Illyrier und Thraker widerlegen den Glauben, daß die Indogermanen als solche zur Entfaltung höherer Kultur befähigt wären“ (17), so fegt er ein weiteres Mal alle Rassenideologie beiseite.

Wenig konsistent ist Wilamowitz gegenüber der Frage des 19. Jahrhunderts, ob ein griechischer Nationalstaat möglich gewesen wäre. Auf zwei aufeinanderfolgenden Seiten verneint er sie (30; vgl. 23; 137 f.) bzw. bejaht sie (31; vgl. 2), auch wenn er insgesamt wohl eher der Verneinung zuneigt. Zwiespältig ist auch seine Beurteilung der athenischen Demokratie. Sie ist für ihn – wie für Aristoteles – das Telos der griechischen Geschichte:

„Unleugbar aber ist, daß die athenische Demokratie die vollkommenste Verkörperung des hellenischen Staatsgedankens ist: den ersten Staat, der auf Freiheit und Bürgerpflicht gegründet ist, soll die Welt mit Ehrfurcht anschauen, solange sie selbst diese Grundlagen anerkennt“ (3; 101; 118). Wiederum mit Aristoteles steht Wilamowitz aber der konkreten Demokratie des 5. und 4. Jahrhunderts mit großer Reserve gegenüber, spricht geradezu von „Entartung“ und der Tyrannei des Demos (105 f.; 108 ff.; 119). Seine Charakterisierung des Redners als „ein Berufsparlamentarier, meist ein Advokat, wie in vielen modernen Parlamenten auch“ (108) zeigt ebenso wie seine Ablehnung der Beschränkung der Beamtenbefugnisse, was Wilamowitz an der athenischen Demokratie nicht paßte. Zwiespältig muß dementsprechend auch sein Demosthenesbild sein (111; 140 ff.; 144).

Verhältnismäßig nüchtern ist andererseits sein Urteil über Sparta: „Lebensformen, die im 7. Jahrhundert vorbildlich waren, waren im 5. veraltet und wurden ganz unmöglich, als Sparta eine Rolle in dem Hellas spielen wollte, das eine unendlich reichere Kultur besaß“ (90). Freilich findet Wilamowitz zuvor Raum für ein Genrebild spartanischen Lebens, das eher an das Gutsleben seiner Kindheit gemahnt (89).

Für die Arbeitsweise und die vielfältigen Interessen von Wilamowitz ist ein Vergleich der beiden Auflagen von ‚Staat und Gesellschaft der Griechen‘ sehr aufschlußreich. In der Forschung herrscht seltsamerweise die Ansicht vor, daß es sich bei der 2. Auflage um einen einfachen Nachdruck der ersten gehandelt habe. Dem hat der Verfasser möglicherweise selbst durch seine Schlußbemerkung Vorschub geleistet: „Die erste Auflage dieser Schrift ist 1910 gedruckt; mittlerweile ist die ganze Welt anders geworden. Ich habe bei der Durchsicht für die neue Auflage, so schwer es mir war, peinlich darauf gehalten, daß auch kein Unterton auf die neuen Erfahrungen deutete; was so scheinen mag, ist 1910 geschrieben“ (214).

Für eigentlich politische Bemerkungen stimmt das – fast. Wir werden es Wilamowitz nachsehen, wenn er das Herzogtum Coburg–Gotha (2) so wenig streichen mochte wie den griechischen König Georgios (4), sondern sie nur durch das Praeteritum der Vergangenheit überantwortete. Seiner Erbitterung über die Gegenwart hat er indes durch den Zusatz Ausdruck verliehen: „Vollends in einer Zeit, die Wahrheit und Gerechtigkeit nur noch als leere Phrasen kennt und immer tiefer in den Zustand der Barbarei hinabgleitet, mögen Grundsätze, wie sie Panaitios vorträgt, klingen als kämen sie aus einem goldenen Zeitalter“ (192; vgl. auch 190). Die Anerkennung der Belastung athenischer Bürger „durch öffentlichen Dienst, die schwerlich irgendwo ihresgleichen gehabt hat“, wird nun durch die demokratiekritische Beifügung eingeschränkt: „Es kann gar nicht anders gegangen sein, als daß viele es mit ihren Amtspflichten sehr leicht nahmen“ (112).

Ein merkwürdiges Schicksal hatte endlich der Passus: „Die niedere Bevölkerung ... an Stelle der ausgehobenen Mannschaft“ (113/114). Er entspricht weitestgehend der 1. Auflage (109), aber nicht ganz. Wilamowitz hat ihn durch den Einschub über den archidamischen Krieg zuerst überarbeitet. Dann aber ist er in allen mir bekannt gewordenen Exemplaren überklebt worden, mit Ausnahme dessen, das aus dem Nachlaß Professor Adolf Gassers in die Bibliothek des Seminars für Alte Geschichte der Universität Basel gelangt ist. Offensichtlich empfand ihn jemand (Wilamowitz selbst?) im Verlauf der Auslieferung der Neuauflage als so anstößig, daß man zu dieser rabiaten Maßnahme griff. Aber warum? Erinnernte er zu sehr an die Meuterei der deutschen Marine am Ende des Ersten Weltkrieges?

Insgesamt aber ist die Zahl der politisch bedingten Änderungen in der Tat äußerst gering. Und kann man durchaus darauf verweisen, daß Wilamowitz bei den Literaturnachträgen gerade englische und französische Werke berücksichtigt hat.

Bemerkenswert ist indes die Vielzahl von fachlichen Änderungen und Erweiterungen. Sie konzentrieren sich vor allem auf den ersten Teil: die Völkerwelt rings um die Griechen und die Anfänge griechischer Geschichte. So finden sich Zusätze zu den Lydern (5), Hethitern (6), Libyern (9), Sarden (12) und Oskern (14), die zeigen, in welchem Umfang Wilamowitz die Forschung auch außerhalb des eigentlich griechischen Bereiches verfolgt hat. Daß auf den Burgen von Mykene und Orchomenos bereits Griechen saßen, nahm er an, auch wenn er in dem Linear B nicht die griechische Sprache vermutete (8; 23; 99). Einem Zusatz ist zu entnehmen, daß damals der nordwestgriechische Sprachzweig als eigenständig bewußt zu werden begann (19; s. freilich 21 aus der 1. Auflage).

Besonders interessant ist das Bemühen von Wilamowitz, die Eigenart der Periode zwischen dem 8. Jahrhundert und 500 genauer zu fassen. Daß von der Überlieferung her eine ‚griechische Geschichte‘ im eigentlichen Sinne erst ab den Perserkriegen gegeben sei, war ihm vollständig klar, mehr als vielen Neueren (31 f.; 86; 100). Aber es fehlt ihm für die Zeit Homers, Hesiods und der Lyriker ein zusammenfassender Begriff, wie wir ihn heute mit der ‚archaischen Epoche‘ zur Verfügung haben – und das ist weit mehr als eine Frage des richtigen Etiketts. So wird die frühe Dichtung als Quelle für das damalige Wertesystem, die Rechtsvorstellungen, die sozialen Schichtungen usw. noch nicht recht genutzt. Die ‚Welt Homers‘ blieb noch zu entdecken. Und doch hat Wilamowitz gerade für diese Zeit eine ganze Reihe von

Abschnitten völlig neu verfaßt: ‚Religion und Recht‘ (42); Delphi (55 f.); ‚Volksversammlung‘ (81 f.) oder erweitert: Theseus (45); Solon (100). Ein längerer Abschnitt über die Zustände auf Island, wie sie in den Sagas geschildert werden, dokumentiert den Versuch, auf komparatistischem Weg die gesellschaftliche Gliederung zu erschließen (44 f.) Wilamowitz folgt hier wohl Anregungen seines Berliner Kollegen Andreas Heusler, eines hervorragenden Kenners des Altnordischen.

Das Werk ist in seiner 1. wie in seiner 2. Auflage von der zeitgenössischen Kritik gut aufgenommen, aber nicht eingehend diskutiert worden. Das Erscheinen kurz vor und nach dem Ersten Weltkrieg war der Wirkung nicht günstig. Erwähnung verdienen die Besprechung von C. Fries, die die zeitgenössische Debatte um den Alten Orient und seine Wirkung auf Griechenland in ihren Auswüchsen verdeutlichen hilft, und die von Leonhard Whibley, der besonders die Lebendigkeit der Darstellung rühmt: „Thus he gives a description of the life at Sparta, which makes it possible to conceive of the Spartiates as human beings“, und mit den schönen Worten zusammengefaßt: „He is always interesting, as he is himself interested in every fresh use of his material.“ Auch die Folgezeit hat dem Werk nicht allzu viel Aufmerksamkeit gewidmet. Robert L. Fowler kann es geradezu „perhaps the most neglected of Wilamowitz’s books“ nennen. Er fügt hinzu: „This neglect is undeserved, for it is a clear and compendious treatment of the whole of Greek history and society, full of facts and beautifully written.“ Vielleicht wußte die Forschung einfach mit einer Darstellung wenig anzufangen, die wie keine sonst alle Grenzen zwischen Philologie, Archäologie und Geschichte sprengt. Diesem Anspruch sollten wir uns stellen – und dazu ist wohl die aufmerksame Lektüre von ‚Staat und Gesellschaft der Griechen‘ der beste Anfang.

Basel, im Juli 1994

Jürgen von Ungern-Sternberg

Bibliographie

- M. Armstrong – W. Buchwald – W. M. Calder III, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Bibliography 1867–1990, Hildesheim 1991
- A. Bierl – W. M. Calder III, Instinct Against Proof. The Correspondence between Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff und Martin P. Nilsson on *Religionsgeschichte* (1920–1930), *Eranos* 89, 1991, 73–99
- B. vom Brocke, „Von des attischen Reiches Herrlichkeit“ oder die „Modernisierung“ der Antike im Zeitalter des Nationalstaats. Mit einem Exkurs über die Zerschlagung der Wilamowitz-Schule durch den Nationalsozialismus, *Historische Zeitschrift* 243, 1986, 101–136
- W. M. Calder III (Hrsg.), Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Selected Correspondence 1869–1931, Neapel 1983
- W. M. Calder III – H. Flashar – Th. Lindken (Hrsg.), Wilamowitz nach 50 Jahren, Darmstadt 1985 (dazu Rcz.: R. Kassel, *Göttingische Gelehrte Anzeigen* 239, 1987, 188–228; W. M. Calder III, An open Letter to Professor Rudolf Kassel, *Quaderni di storia* 28, 1988, 221–225)

- R. L. Fowler, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, in: W. W. Briggs — W. M. Calder III (Hrsg.), *Classical Scholarship. A biographical encyclopedia*, New York 1990, 489—522
- C. Fries, Rez. ‚Staat und Gesellschaft der Griechen‘, *Orientalische Literaturzeitung* 16, 1913, 29—32
- Chr. Hoffmann, *Juden und Judentum im Werk deutscher Althistoriker des 19. und 20. Jahrhunderts*, Leiden 1988
- A. Momigliano, *Premesse per una discussione su Wilamowitz (1973)*, *Sesto contributo alla storia degli studi classici e del mondo antico*, Rom 1980, 337—349
- B. Näf, *Von Perikles zu Hitler? Die athenische Demokratie und die deutsche Althistorie bis 1945*, Bern 1986
- Ed. Schwartz, *An Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1928)*, *Vergangene Gegenwärtigkeiten. Kleine Schriften Bd. 1*, Berlin 1938, 362—367
- L. Whibley, Rez. ‚Staat und Gesellschaft der Griechen‘, *Classical Review* 26, 1912, 86—87
- U. von Wilamowitz-Moellendorff, *Das Institut für Altertumskunde*, in: M. Lenz (Hrsg.), *Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin Bd. 3*, Halle 1910, 216—219
- U. von Wilamowitz-Moellendorff, *Erinnerungen 1848—1914*, 2. Auflage, Leipzig 1929

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	1-4
A. Die Griechen und ihre Nachbarstämme	4-27
I. Die Nachbarstämme	4-18
II. Die hellenische Nation	18-27
B. Der hellenische Stammstaat	27-99
I. Die einwandernden Griechen	27-32
II. Die Rechtsverhältnisse der ältesten Gesellschaft	33-64
III. Die Bildung der historischen Staaten	64-83
IV. Sparta	83-91
V. Dorische Sitte	91-99
C. Die athenische Demokratie	99-142
I. Die Verfassung	99-116
II. Die Aufgaben des Staates und ihre Lösung	117-132
III. Bundesstaat und Reich	132-142
D. Die makedonischen Königreiche	142-206
I. Geschichtlicher Überblick	142-152
II. Die hellenistischen Staaten und Städte	153-192
III. Die Gesellschaft	192-206
Literatur	207-214
Register	215-232

Staat und Gesellschaft der Griechen

STAAT UND GESELLSCHAFT DER GRIECHEN.

VON

ULRICH VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF.

EINLEITUNG.

Romanen und Germanen, die Träger der modernen Kultur, stehen auch in ihrer staatlichen Ordnung auf den Traditionen des römischen Imperiums, die sie mit der Unterwerfung unter die Kirche als ein Stück des neuen Lebens übernahmen; denn die Kirche war selbst zu einer politischen Macht, zur Erbin des römischen Staates geworden. Daneben erhielt sich auf dem Boden des alten Reiches mancherlei von den alten Institutionen. In Konstantinopel vollends war das Reich bestehen geblieben, die Kontinuität nie abgerissen, und diese imponierende Kultur wirkte bald stärker, bald schwächer auf den Westen herüber, dem sie ja sogar das *Corpus iuris* geschenkt hat. Aber das war das Kaiserreich der Romäer, und dieses hatte nur zu viel aus dem Orient übernommen, der für ein Reich nur die Regierungsform der absoluten Monarchie kannte: der hellenische Geist war wirklich von der Erde verschwunden, seit es weder individuelle Freiheit noch Gemeindefreiheit mehr gab und der Hellene den Heiden bezeichnete. Dem echt hellenischen Wesen waren die nationalen Institutionen der Germanen sehr viel verwandter, die sich eben deshalb mit dem römischen Rechte so schlecht vertrugen; wo das Römische nicht hemmend dazwischentrat, nahmen sie eine Entwicklung, die der alt-hellenischen parallel geht. Wahrscheinlich wird daher die Vergleichung der Nordgermanen noch sehr viel Licht über die ältesten Zustände von Hellas verbreiten können. Der hellenische Staatsgedanke hatte in den Schriften ihrer Philosophen und Geschichtschreiber über ein Jahrtausend geschlummert; aber als der Okzident sich wieder zu der Fähigkeit freien Denkens erhoben hatte, erwachte er und regte auch auf diesem Gebiete zur Selbstbefreiung an. Schon Thomas von Aquino ist von der Staatslehre des Aristoteles stark beeinflusst; dann zeigen gerade so selbständige politische Denker wie Macchiavelli und Hugo Grotius den Einfluß der griechischen Spekulation, wie sie sich bei Polybios und namentlich bei Cicero erhalten hatte. So pflegt denn auch heute noch kein Darsteller der Politik an Aristoteles vorbeizugehen; wären Platons Schriften schon so zugänglich, wie sie es werden müssen, so würde er auch auf diesem Gebiete den Vorrang behaupten. Dagegen die politische Geschichte der Hellenen erscheint, je mehr sie unbefangen untersucht und damit des heroischen Nimbus entkleidet wird, desto enger und kleinlicher. Es geht beinahe an, sie aus dem großen Zusammenhange der Weltgeschichte ganz aus-

zuschalten, denn ziemlich zu derselben Zeit, wo Alexander Nachfolger des Perserkönigs wird, tut Rom mit der Unterwerfung Mittelitaliens den ersten Schritt auf die Welteroberung zu, und Roms Reich hat für den Okzident eine so überragende Bedeutung, daß alles übrige nur als Folie erscheint; so pflegt ja auch die hellenistische Zeit auf der Schule und in den geschichtlichen Handbüchern behandelt zu werden. Und vorher — verschwindet nicht die winzige Ecke Hellas vor den Riesenreichen des Orients, die kurze Spanne seiner nationalen Geschichte vor den Jahrtausenden der Ägypter? Und was ist diese griechische Geschichte? Wie sie der antike Klassizismus geformt und tradiert, der moderne Klassizismus aufgenommen und ausgestaltet hat, ein heroisch-pathetischer Roman und eine Menge moralisierender oder pikanter Anekdoten. Man könnte versucht sein, diese schöne fable convenue von den Heldenkämpfen der Messenier bis zur Seelengröße des Demosthenes im Interesse der Gymnasialpädagogik ebenso zu konservieren wie die fable convenue der biblischen Geschichte. Das hieße denn freilich darauf verzichten, daß sie ernsthaft genommen werden könnte, zugestehen, daß die wissenschaftliche Prüfung nichts herausbringen könnte oder doch nichts von wirklichem Werte übrig ließe. Dem ist nicht so. Nur wer nicht sicher ist, ob sein Schatz echt sei, fürchtet oder eludiert die Prüfung; Gold kommt nur leuchtender und reiner aus dem Feuer, und Schlacken fortzuwerfen ist auch Gewinn.

Es ist herrlich, daß die Kenntnis des Orients sich von Jahr zu Jahr erweitert und aufhellt, großartig, was sich dort offenbart; historische Realitäten steigen empor jenseits des historischen Königs Menes, der solange für mythisch galt, Jahrtausende vor den fabelhaften Heroen Israel und Hellen. Mehr als eine Kulturperiode hat der Orient hinter sich, ehe die Hellenen auch nur zum Bewußtsein ihrer selbst gelangen. Längst ist die politische Aufgabe gelöst, gewaltige Länder- und Völkermassen in einem Reiche zusammenzufassen, und als das geeinigte Asien unter der Herrschaft des arischen Reitervolkes der Perser nach Europa übergreift, scheint die Unterwerfung der vielen kleinen Stämme der Balkanhalbinsel nur eine Frage kurzer Zeit. Da tritt etwas Neues, Incalculables dazwischen. Die Tage von Marathon und Salamis machen Epoche; sie entscheiden für den Augenblick und für die Ewigkeit, daß es eine eigene und höhere europäische Kultur, auch eine andere und höhere Form von Staat und Gesellschaft geben wird, als der Orient, seine Arier ebensogut wie seine Semiten, je besaß. Athen versucht das Volk, das in sich diese Kultur erzeugt hat, auch staatlich zusammenzufassen; aber schon dafür, geschweige für die Überwindung des Orients, ist die Halbinsel Attika (etwa so groß wie das Herzogtum Coburg-Gotha war) eine zu schmale Basis. Hundertfünfzig Jahre später gelingt Alexander diese Überwindung; seine Hausmacht umfaßt wenigstens fast die ganze Balkanhalbinsel; aber er weiß am besten, daß auch dies für ein Reich, das bis an den Indus reicht, eine zu schmale Basis ist. Und er ist zwar Träger der hellenischen Kultur, aber ein Hellene selbst ebensowenig wie sein Heer, und in dieses Heer und die Beamtenschaft beabsichtigt er den Persern gleichberechtigten Zutritt zu gewähren. Sein jäher Tod macht diesem

Versuche, zugleich aber auch der Einheit des Reiches ein Ende, und die Königreiche, in die es zerfällt, verzehren sich, weil keines sich in den Grenzen halten mag, die seiner Macht gesetzt sind. Erst als Rom Herrin der westlichen Mittelmeerlande geworden ist, im Osten das Hochland von Kleinasien, Syrien und Ägypten in Besitz genommen und selbst in der gesetzlichen Herrschaft des Kaisers sein Gleichgewicht gefunden hat, zeigt sich Europa, das nun die drei südlichen Halbinseln und die Lande westlich des Rheines und südlich der Donau umfaßt, stark genug, Asien wenigstens bis zum Euphrat in den Frieden eines Reiches und einer Kultur einzubeziehen, und dieses Rom ist ebenso wie die makedonischen Königreiche Träger der hellenischen Kultur: es hat die Barbaren des Ostens immer nur hellenisieren, niemals romanisieren wollen. So hört das Hellenentum darum nicht auf, eine Rolle zu spielen, daß die Herren der Welt Makedonen und Römer sind, wenn auch der Staat der Kaiser in Rom und Byzanz nur als römisches Gebilde recht gewürdigt werden kann. Dagegen hatte das Hellenentum auch schon Jahrhunderte vor dem Tage von Marathon ziemlich an allen Küsten des Mittelmeeres den Samen seiner Kultur ausgestreut, die berufen war, sich zu der Kultur Europas und der Welt auszuwachsen.

So betrachtet gewinnt die griechische Geschichte eine andere Bedeutung, freilich auch einen anderen Inhalt. Wir lernen gerade jetzt durch den Zuwachs neuer Dokumente jährlich mehr, daß die Verwaltung des römischen Kaisers weithin von den Institutionen der hellenistischen Königreiche abhängt, wenn es auch noch der Arbeit mehrerer Generationen bedürfen wird, um die verwirrende Masse von Einzelheiten so zu ordnen, daß dem dritten Bande von Mommsens Staatsrecht und dem fünften seiner Geschichte die erforderliche Erweiterung und Ergänzung gegeben werden könne. Besser verstehen wir dagegen bereits die spezifisch hellenische Staatsform, für die es charakteristisch ist, daß sie, wenn schon in der Beschränkung auf die Stadt, auch unter einer Reichsoberhoheit bestehen kann. Unserem Auge verschwinden die Gegensätze zwischen oligarchischer und demokratischer Verfassung, um die die Hellenen selbst in den Tagen ihrer Unabhängigkeit leidenschaftlich gestritten haben, vor dem gemeinsamen Grundzuge, der Selbstverwaltung einer freien Gemeinde. Hat doch schon Aristoteles eingesehen, daß zwischen der Demokratie und der Oligarchie, deren verschiedene Spielarten er beschreibt, kein qualitativer Unterschied besteht. Unleugbar aber ist, daß die athenische Demokratie die vollkommenste Verkörperung des hellenischen Staatsgedankens ist: den ersten Staat, der auf Freiheit und Bürgerpflicht gegründet ist, soll die Welt mit Ehrfurcht anschauen, solange sie selbst diese Grundlagen anerkennt. Endlich führt uns die hellenische Überlieferung bis in die Werdezeit des Staates, der geordneten menschlichen Gesellschaft überhaupt, so daß Platon und Aristoteles diese Urphänomene in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen, und nicht nur die Philosophen, sondern auch die Gesetzgeber kein Bedenken tragen, die Grundlagen der menschlichen Gesellschaftsordnung zu verrücken, weil alles noch so jung und daher noch so bildsam erscheint. Damit sind die Hauptphasen bezeichnet, die im Rahmen dieses Werkes vorgeführt

werden müssen, das eine Behandlung in geschichtlicher Kontinuität nicht zuläßt. Vorausgeschickt aber muß unbedingt eine ethnographische Übersicht werden, nicht nur, weil die Bedeutung des Hellenentums allezeit bis auf diesen Tag sehr viel weiter gereicht hat als die Grenzen des hellenischen Staates, sondern auch, weil die vielfach bis heute nachwirkenden Völkerverhältnisse des Altertums hier am schicklichsten zur Darstellung kommen.

A. Die Griechen und ihre Nachbarstämme.

I. Die Nachbarstämme. Das Hellas, in dem die Erde selbst die Hellenen erzeugt haben sollte und auf das sich alle außerhalb wohnenden Volksgenossen als auf ihr Mutterland (wie wir es daher nennen) zurückführten, umfaßt nicht mehr von der Balkanhalbinsel, als König Georgios beherrschte, und wir müssen sogar noch die Inseln abziehen. Trotz dem Glauben, daß der Ursitz der Hellenen oder auch der Menschen um den Parnaß läge, betrachteten sich sämtliche Bewohner dieses Mutterlandes als Einwanderer aus dem Norden, mit Ausnahme der Arkader und der Athener; aber auch diesen würden wir die Autochthonie abstreiten, selbst wenn nicht die meisten Berge und Flüsse und sogar die ältesten Städte durch ihre ungrichischen Namen den Beweis lieferten, daß dieselbe nicht arische Bevölkerung am Parnassos und Paronon, an den vielen Kephisos und am Pamisos, in Arne und Acharne, in Korinthos und Tiryns gegessen hat, wie auf den Inseln des Archipels, auf Kreta und in Asien, wo dieselben Ortsnamen oder doch analoge Bildungen wiederkehren. Aber auch das Volk, von dem diese Namen stammen, scheint zugewandert zu sein, nur nicht von Norden, sondern von Osten und Süden. Seit einigen Jahren werden immer zahlreichere Wohnstätten und Gräber auch in Griechenland entdeckt, die über die Zeiten zurückreichen, für die man ethnische Bezeichnungen wagen darf. An sich ist es nicht erst notwendig zu beweisen, daß das Land auch im 3. und 4. Jahrtausend v. Chr. von Menschen bewohnt war, und daß seine Bewohner einmal nur rohe Steinwerkzeuge hatten; kaum wertvoller ist die Erkenntnis, daß die Orte, die später für Wohnplätze besonders geeignet befunden wurden, auch früher besiedelt waren. Selbst wenn die Kontinuität der Entwicklung sich zuverlässig herstellen läßt, wirft das für die Geschichte noch nicht viel ab, da ein ruhiger Fortschritt in der äußeren Gesittung des Lebens mit dem Wechsel der Herrenbevölkerung sehr wohl vereinbar ist, und anderseits ein Rückschlag nicht notwendig einen Wechsel der Rasse erschließen läßt. Zurzeit ist das Verdienst der Archäologie in Verbindung mit der Sprachwissenschaft schon groß genug, wenn wir wagen dürfen, über die Bevölkerung etwas Positives zu sagen, die den Griechen unmittelbar voranging. Selbst das können wir aber nur, soweit die schriftliche Überlieferung, also die eigene geschichtliche Erinnerung der Griechen, zu Hilfe kommt.

Karer und
Hethiter

Das Volk, das sie vorfanden, wird von den Griechen auf den Inseln Karer genannt, nach dem Stamme, der um die Mäander mündung und namentlich südlich von dieser in meist fruchtbarem Berglande sich mit trotzigem Freiheitssinn bis in das 3. Jahrhundert behauptete. Die Nachbarn dieser Karer,

nördlich die Lyder, südlich die Lykier sind nach dem durchaus glaubwürdigen Zeugnisse der Griechen mit diesen verwandt; die Lykier gelten aber als eingewandert von der Seeseite, was glaublich ist und auch von anderen kleinen Stämmen der Küste gelten wird, von denen wir meist nur die Namen kennen. Dann ist aber die aus Europa verdrängte Bevölkerung zu ihren Stammverwandten zurückgegangen, denn daß auch auf dem Hochplateau Asiens und um den Taurus in seiner ganzen Länge, wenn auch in viele Stämme, Kappadokier, Lykaonier, Pisidier, Kilikier, Isaurer, gespalten, dennoch im wesentlichen dasselbe Volk gesessen hat, zu dem auch die Stämme der Westküste gehören, bringen die Orts- und Personennamen zur Evidenz. Was etwa von stammfremden Elementen in ihnen steckt, darf mindestens zunächst noch unberücksichtigt bleiben. Alle diese Stämme sind im Laufe der Zeit hellenisiert worden, also von der Küste her. Das traf zuerst die Lyder, Karer und Lykier, die schon die Schrift von den Griechen erhalten, aber noch durch die Erfindung eigener Zeichen ihrer Mundart angepaßt haben. Wir dürfen also bei ihnen noch eine gewisse eigene Kultur voraussetzen, zumal bei den Lydern, die also durch die indogermanische Zuwanderung der Phryger und andere Beimischung etwas Besonderes geworden sind, sie haben in den letzten Generationen vor der persischen Eroberung (546) eine große Macht errungen, auch über die hellenischen Küstenstädte, und Sardes ist auch unter den Persern die Hauptstadt Asiens geblieben. Erfolgreiche Ausgrabung der letzten Zeit hat lydische Inschriften gebracht, die zwar noch nicht verstanden, aber lesbar sind und die große Überraschung gebracht haben, daß die Lyder ihre Verse durch Reim oder besser Assonanz banden. Eine Einwirkung auf die Hellenen hat kaum auf irgendeinem Gebiete stattgefunden, während König Kroisos schon stark hellenisiert ist, aber natürlich haben sich die Bevölkerungen gemischt, was in der Sprache einige Spuren hinterlassen hat. Das gilt auch von den Karern, denen die Griechen die Erfindung gewisser Waffen zuschreiben, vermutlich nur, weil sie sie in alten Gräbern fanden, die man für karisch hielt. Die Lykier haben ihre Sprache und Schrift noch einige Zeit über Alexander herab beibehalten; ihre Eigenart ist noch länger kenntlich; hellenisiert sind sie, ohne doch je eine fremde Ansiedlung an ihren Küsten zugelassen zu haben. Die Hellenisierung der Stämme des inneren Kleinasien ist in der hellenischen und römischen Zeit langsam durchgeführt, oft nur äußerlich, und das Landvolk hat sich auch die Sprache bewahrt, blieb dafür auch auf sehr niedriger Kulturstufe. Dennoch hat die Reaktion gegen das Hellenische, die mit der Christianisierung Hand in Hand zu gehen pflegt, hier nirgends auf die nationale Sprache mehr zurückgegriffen. Im Gegenteil, erst die Kirche hat die alten Mundarten ganz ausgerottet. Als aber die Wogen des echten Orients zurückfluteten, ist die griechische Sprache und Kultur samt dem griechischen Christentum vor dem Islam und dem Türkischen zusammengebrochen. Selbstverständlich dauert physisch die alte Rasse trotz allen äußerlichen Umgestaltungen bis auf diesen Tag; aber seit ihrem Zusammenstoße mit den Griechen hat sie die Kraft verloren, eigene Art und Macht zu entfalten. So fehlt diesem Volke auch ein

überlieferter oder anerkannter Gesamtname; den kann man aber nicht entbehren, und da mag man von Westen hinblickend karisch sagen. Passend wäre, was leider praktisch unzulässig ist, die Bezeichnung asiatisch, denn Asia ist zunächst Kleinasien; der Name ist allmählich immer weiter ausgedehnt; er gehörte ursprünglich einem Landstrich bei Ephesos und dem Stamme, den die Griechen dort antrafen. Die Hoffnung ist berechtigt, daß über ein Menschenalter Sprache und Kultur dieses Volkes dem wissenschaftlichen Verständnis erschlossen sein wird. Es ist aber schon jetzt von grundlegender Bedeutung, daß die Existenz eines großen Volkes ganz besonderer Rasse außer Zweifel gesetzt ist, auf das die Griechen allerorten zuerst gestoßen sind, das ihnen mit seiner eigenen Kultur auch vieles von der babylonisch-ägyptischen Zivilisation vermitteln mochte, aber doch direkte Berührung zwischen Griechen und Semiten in der ältesten Zeit ausschloß. Da erhebt sich nun eine Schwierigkeit durch das Volk der Hethiter, von dem die Griechen nichts gewußt haben, das also seine Macht vor dem 8. Jahrhundert gänzlich verloren hat, vermutlich durch die Phryger. Von den Hethitern berichten die Orientalen und Ägypter, und wir besitzen jetzt reiche Denkmale von ihnen, die westlich bis fast an die Küste reichen, südlich bis nach Nordsyrien. Ihre Hauptstadt, heute Boghaskiö, zur Lyderzeit vermutlich Pteria genannt, liegt am unteren Halys. Außer zahlreichen Inschriften in einer bestimmten Bilderschrift gibt es auch Tontafeln, die bereits lesbar sind, da sie babylonische Keilschrift zeigen. Aber die Sprache ist noch ein Rätsel oder vielmehr die Sprachen, denn es soll deren nur allzu viele geben; hier ist die Wissenschaft eifrig an der Arbeit, und die Hoffnung ist berechtigt, daß auch die Bilderschriften entziffert werden. Weithin wird sich einmal Licht verbreiten; aber noch ist alles im Fluß. Die Macht des Hethiterreiches gehört der orientalischen Geschichte an; daß die Kultur Mesopotamiens stark auf sie gewirkt hat, ist deutlich, aber auch eine entschiedene Eigenart. Waren sie Einwanderer, wohl gar Indogermanen, oder gehörten sie zu der Völkerfamilie, die wir oben betrachteten? Einwanderungen vom Kaukasus her haben sicher stattgefunden, sogar von Indogermanen, die den Indern nächstverwandt waren; solche eingedrungenen fremden Elemente mochten allmählich ganz aufgesogen werden; aber unser Wissen um das innere Kleinasien ist noch so gering, daß sich die lange Fortdauer verschiedener Volkssplitter nicht als undenkbar bezeichnen läßt. Ausgrabungen mögen das Material vermehren, aber die Entscheidung steht bei den Sprachforschern; vielleicht bringen einmal die noch viel zu wenig bekannten Sprachen Licht, die sich bis heute um den Kaukasus lebendig erhalten haben.

Kreter Auf der Insel Kreta haben nach der griechischen Überlieferung barbarische Völker sich noch lange erhalten, im Westen die Kydonen, im Osten die „echten Kreter“, von denen wir sogar ein paar Steinschriften mit griechischen Buchstaben besitzen. Die Ausgrabungen des letzten Menschenalters haben uns über jene echten Kreter Aufklärungen gebracht, die geradezu Schwindel erregend sind, und wer weiß, was der Boden noch birgt. Eine Kultur ist auferstanden, deren Zentrum Kreta ist, blühend bis zur Mitte des 2. Jahrtausends, wo sie durch

eine Invasion kulturloser Fremdlinge allmählich zugrunde geht. Sie hat nahe Beziehungen zu Ägyptern, fernere zu den Semiten, in denen sie doch nicht bloß empfangend erscheint; sie hat sich auf der Ostküste des griechischen Mutterlandes festgesetzt, wo die früher entdeckten Schätze von Mykene nun ihre geschichtliche Erklärung finden, und wer weiß wie weit nach Westen und Norden hin ausgestrahlt. An den Küsten Asiens sind ihre Spuren noch schwach, doch ist sicher, daß hier nirgends, insbesondere nicht in Ilios eine politische Macht oder gar eine Kultur bestanden hat, die mit Kreta den Vergleich aushielte. Was Schliemann als Schatz des Priamos gehoben hat, gehört in eine ältere, ethnisch noch unbestimmte Periode. Kreta steht materiell und geistig und ohne Frage auch staatlich bis um 1500 auf einer Höhe, die ganz wohl neben dem Memphis und Babylon jener Zeit bestehen kann, und der gegenüber nicht nur das griechische Kreta aller Zeiten, sondern das ganze Griechentum bis auf die Zeit Solons ärmlich, bäurisch, klein erscheinen muß. Daß die Zerstörer der kretischen Blüte Griechen waren, ist allgemein anerkannt, aber auch das darf man als ausgemacht betrachten, daß die Dorer, welche später die Insel besitzen, nicht die ersten griechischen Eindringlinge gewesen sind, wenn auch erst sie den völligen Untergang der alten Kultur bewirken, so wie in Italien die Langobarden. Wie weit jene vordorischen Griechen schon an der altkretischen Kultur teilhatten, deren größter Glanz auf künstlerischem Gebiete liegt, ist zurzeit noch eine vielumstrittene Frage, im Grunde nicht allzu wichtig, da das Wesentliche und Wertvollste auch dieser Kunst gerade in dem Gegensatze zum Hellenischen liegt. Der vornehmste der kretischen Paläste, unbefestigt in fruchtbarer Ebene bei Knossos gelegen, ist von den Griechen Labyrinthos genannt worden; der Name kehrt im eigentlichen Karien wieder, als Labraynda, und da wird es uns gedeutet als „Stadt der Doppelaxt“, und wird der Donnergott, der Träger dieser Axt, verehrt, die auch auf kretischen Denkmälern oft wiederkehrt, ohne jedoch für den knossischen Palast besonders bezeichnend zu sein. Auch auf Lemnos scheint ein Ort Labyrinthos gewesen zu sein. Den Herrn des Labyrinthos nennen die Griechen Minos und betrachten ihn als einen gewaltigen Seekönig; er ist ihnen der Sohn des Zeus und der Europa (dies ist auch in Bötien ein Name ihrer Erdgöttin), Bruder von Rhadamanthys und Sarpedon, die beide sicher kretisch-karische Namen führen. Ungriechisch ist auch Minos, allein abgesehen von seiner Genealogie wird er von Herodotos und Thukydides als ein Grieche betrachtet und seine Unterwerfung der Inseln als Aufrichtung der griechischen Herrschaft und Vertreibung der Karer. Da mischt sich die dunkle Erinnerung an eine kretische Seeherrschaft, die glaublich ist, mit der langsam und stückweise erreichten Hellenisierung der Inseln, auf denen damals Karer gesessen haben. In Mykene und Tiryns, Theben und Orchomenos, an allen Stätten, wo der Spaten dieselbe Kultur wie in Kreta aufgedeckt hat, hat die griechische Sage die Helden ihrer Vorzeit angesiedelt, und zwar besonders die Sage, die in dem homerischen asiatischen Epos niedergelegt ist, also die geschichtlichen Erinnerungen der Auswanderer wiedergibt. Agamemnon und Amphion hat man demgemäß

immer als Griechen betrachtet; aber die Herren und die Baumeister und die Maler von Knossos können keine Griechen gewesen sein. Das ist ein Widerspruch, der sich wohl so lösen wird, daß die erste griechische Zuwanderung in Hellas noch mehr oder weniger in der alten Weise von den alten Hauptstädten aus regiert hat, wie Theodorich von Ravenna, neben dem der römische Senat stand. Daß kretische Künstler in Tiryns und Orchomenos tätig gewesen sind, läßt sich nicht bezweifeln.

Soweit man bisher sieht, scheint die ansprechendste Annahme, daß auf dem Festlande Griechen, wirklich Vorfahren der Äoler und Ionier Asiens, in den alten vorgriechischen Burgen gewohnt haben, in ihrer Kultur noch von Kreta abhängig. Ihrer Herrschaft hat dieselbe dorische Einwanderung ein Ende gemacht, die auf Kreta dasselbe getan hat. Dort aber hatte ein Volk anderer Rasse jene fabelhaft hohe, bei ihrem Sturze überreife Kultur erzeugt, und man wird diese kaum anders als karisch ansehen können, da so viele Namen auf Kreta und an der asiatischen Küste wiederkehren. Von den meisten ist freilich wahrscheinlich, daß sie nach Asien übertragen sind, so daß der Schluß nicht zwingend ist. Besonders berufene Forscher, Engländer und Italiener, glauben daher, daß die Kreter mit den Libyern Afrikas zusammenhängen, und schließlich brauchen die Eteokreter und Kydonen nicht desselben Stammes zu sein; es könnte ja auch über einer libyschen Unterschicht erst eine asiatische (karische), dann die hellenische liegen. Altkretische Inschriften sind in Massen gefunden, sogar in zwei ganz verschiedenen Schriftarten, aber wenn man auch erwarten darf, daß man sie einmal wird lesen können, die Hoffnung, sie damit auch zu verstehen, ist gering, angesichts der Erfahrung, die wir mit den lykischen und etruskischen gemacht haben. Ist erst das Rätsel der Hethiter gelöst, wird man auch hier klarer sehen. So vorsichtig man sich auch gegenüber den Kombinationen verhalten mag, die jedes Jahr in Fülle bringt: die Tatsachen sind jedem Zweifel entrückt, erstens daß auch in Hellas vor den Griechen eine fremde, weder semitische noch ägyptische Bevölkerung gesessen hat, die den meisten Bergen und Flüssen ihre Namen gab, aber nur an den Rändern und wenigen bevorzugten Plätzen (wie im Eurotastal in der Nähe des späteren Sparta und in Böotien) von Kreta her jene hohe Kultur übernahm, falls das nicht vielmehr erst recht durch die ersten hellenischen Einwanderer geschah. Diese ging dann wieder durch die Dorer zugrunde, so daß es viele Jahrhunderte dauerte, bis die Hellenen, die wir kennen, einigermaßen auf dieselbe Höhe gelangten, und zwar ohne daß das alte Erbe wesentlich dazu half. Ebenso wichtig und ebenso sicher ist, daß Homer durch Jahrhunderte von jener alten Zeit getrennt ist und nur wirre sagenhafte Erinnerungen an sie bietet, an ihre Geschichte ebensowohl wie an ihre Sitten und Lebensformen. Bei den Halbgebildeten findet begreiflicherweise der kindliche Dilettantismus immer bewundernde Zustimmung, der die Poesie als Geschichte nimmt, ihre Harmonie mit dem Befunde der Ausgrabungen und des Geländes als Axiome betrachtet und danach den Homer oder die Funde und auch die Orte so lange um und um deutet, bis die Harmonie hergestellt ist. Ernsthaft dagegen zu reden wird man

erst verpflichtet sein, wenn die Vertreter solcher Ideen die volle Harmonie zwischen der Thidreksaga und den Bauten Theodorichs in Ravenna oder zwischen dem Hofe des Charles Magne im altfranzösischen Epos und dem, welchen Einhart schildert, aufgezeigt haben.

In dem griechischen Mutterlande ist die Kontinuität noch viel gründlicher zerstört als in dem Asien Homers und die Anwesenheit einer stammfremden Bevölkerung gerade da vergessen, wo, wie in Athen, keine zweite hellenische Okkupation erfolgt war. Die Herren von Orchomenos, deren vorgeschrittene und mächtige Kultur sich in den Deichen und Abzugsstollen des Kopaissumpfes allen folgenden griechischen überlegen zeigt, sind ganz vergessen; Riesen der Vorzeit oder eigene Heroen sollen die Werke vollbracht haben; auch die gewaltigen Mauern der alten Burgen schreibt man den „Kyklopen“, den Riesen zu, weil man sich so etwas nicht zutraut. Was man von dem Kreter Daidalos als dem ältesten Künstler erzählt, wirft blasse Erinnerung an die minoische Zeit mit einer späteren kretischen Skulptur zusammen, die griechisch war und nur durch unbekannte Mittelglieder mit der alten zusammenhängen konnte; Daidalos führt schon einen durchsichtigen Griechenamen. Überhaupt sind gerade die griechischen Besiedler Kretas besonders unempfänglich für die raffinierte Kultur gewesen, die sie zerstörten. Daß die Quitte von den Kydonen ihren Namen hat, ist hübsch: den schlanken Hoffräulein im Garten des Minos, die wir auf den Fresken des Labyrinthes in ihrer koketten Grazie sehen, traut man die Freude an der duftigen Frucht gern zu, und so stammt doch etwas in unseren Gärten von jener Kultur, die uns überreif modern mehr als ein halbes Jahrtausend vor Homer entgegentritt: ein beredtes Zeugnis für den Wechsel der Weltperioden.

Kretas Südseite schaut nach Afrika; aber sie ist hafenlos, hafenlos auch das gegenüberliegende Festland, an dem weiter die gefährlichen Syrten kaum eine Annäherung gestatten. Trotzdem hat es natürlich an Berührungen nicht gefehlt und sind der definitiven griechischen Eroberung, die erst Ende des 7. Jahrhunderts gelang, sicherlich mehr Versuche vorhergegangen, als selbst die Sage kennt, vermutlich schon in vorgriechischer Zeit. Tausend Jahre lang hat dann in und um Kyrene reiches und eigenartiges Leben geherrscht. Um ^{Kyrene} 500 sind seine Ärzte berühmt, kyrenäische Gewürze auf allen Tafeln; dann zieht Platon dorthin, um Geometrie zu studieren; zahlreich sind die Kyrenäer in den Reihen der Philosophen bis auf den edlen Bischof Synesios, der uns den Verfall ergreifend schildert; die Eingeborenen Libyens, Federschmuck im Haar, sind noch genau so wild wie damals, als die Griechen bei ihnen landeten; sie dringen vor, weil die Romaeer schwach und feige geworden sind. Mit ihrer Vertreibung verfällt das Land wieder der Wüste, die es noch heute deckt. Von Fahrten der Kreter des Minos nach Sizilien und Italien weiß die Sage, und die dortigen Funde bestätigen einen Kultureinfluß; aber er geht nicht tief, und von Kolonisation oder Herrschaft kann nicht wohl die Rede sein. In Nordafrika saßen die Libyer, die heute als Berbern oder Kabylen körperlich und ^{Libyer} geistig ziemlich dieselbe Art zeigen wie ehemals, als die Ägypter und dann die

Griechen mit ihnen zusammenstießen. Die italienischen Forscher vertreten die Ansicht, daß die Libyer (in dem weiteren Sinne, wie oben der Karername verwandt ist) die älteste Bevölkerung von Sizilien, Sardinien, Korsika gebildet hätten, wo man dann der Folgerung kaum ausweichen kann, sie auch in Italien vor auszusetzen. Das von der höheren Zivilisation, zuletzt der römischen, erdrückte Volk der Ligurer, das einst von der italienischen Provinz von Genua, die den Namen bewahrt hat, nach allen Seiten weithin, bis über den Apennin und die Rhone gesessen hat, vielleicht bis nach Spanien hinein, könnte dann auch zu dieser Rasse gehören; die arischen Deutungen der Sprachreste haben wenigstens keine zwingende Gewalt. Andererseits hat die Verbindung der Iberer mit den Iberern viel für sich, die über die Halbinsel, welcher sie den Namen gegeben haben, hinaus bis zur Garonne sitzen geblieben sind, auch als die Kelten unter und über sie eingedrungen waren; man hielt meist die Basken für die Nachkommen der Iberer, und es scheint doch auch ein Gegensatz zwischen den Iberern und den Ligurern der Provence unverkennbar. Aber es sind jüngst auch andere Vermutungen über die Unterschiede und Zusammenhänge aufgestellt, und da die Sprachen so gut wie unbekannt sind, ist vielleicht selbst jener Gegensatz nicht unüberbrückbar. Die archäologische Erforschung der Iberischen Halbinsel hat kaum begonnen, aber außer Frage gestellt, daß der Boden ungeahnte Schätze geschichtlicher Belehrung birgt, die sich der neuerwachten Regsamkeit der Spanier erschließen. Vollends unbekannt ist die Rasse, die vor der keltischen Zuwanderung Frankreich und die britischen Inseln innehatte und sich in den „Tättowirten“, den Pikten Schottlands, bis ins Mittelalter gehalten hat. So ist an allen diesen Völkern oder diesem Volke am wichtigsten, was ihnen gemeinsam ist, das Negative. Sie sind vorarisch, und sie haben nicht nur nicht die Fähigkeit, eine eigene Kultur zu entwickeln, sondern nehmen auch keine fremde auf und können nur spät und mühsam von den Herrenvölkern resorbiert werden. Von den Menschen, die ungezählte Jahrhunderte früher in den Höhlen der Auvergne jene wunderbaren Bilder ihrer Renntierjagden auf die Knochen ritzen, haben wir vollends zu schweigen: noch führt von ihnen nicht einmal die Wolkenbrücke der Hypothese in die einigermaßen geschichtlichen Zeiten.

Das erste und entscheidende Faktum, das die geschichtliche Forschung rückschließend erreicht, ist überall in Südeuropa das Auftreten der Indogermanen; aber das Morgenrot der Geschichte geht in den verschiedenen Ländern zu sehr verschiedener Zeit auf, im Westen erst mit der keltischen Völkerwanderung, und diese traf in Südfrankreich und an der spanischen Küste bereits auf griechische Ansiedlungen, denn die Griechen wissen von dem Auftreten der Kelten gegen Ende des 6. Jahrhunderts. Die Iberer, die nun zum Teil Keltiberer wurden, sind von der griechischen, später der karthagischen Kultur, die von den Rändern eindringt, zwar in dem unwirtlichen Innern kaum berührt, aber in den gesegneten Landschaften stärker, als wir erwarten konnten, am meisten um die Straße von Gibraltar, wo die Phönikier wirklich die Kolonie Gades behauptet haben. Die griechischen Siedlungen sind meist nur Fakto-

reien, und die bedeutendste, Ampurias, Emporion, heißt auch so. Sie gehören oder gravitieren nach Massalia, der ionischen Stadt an der Rhonemündung, deren zivilisatorische Bedeutung gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann, so wenig die Bücher der Geschichte von ihr zu melden wissen. Von dort ist selbst altionische Kunst zu den Eingeborenen gedrungen, wie ein so edles Werk wie der Frauenkopf von Elche zu unserer Verwunderung gelehrt hat. Keine Phönikier, von denen immer noch Dilettanten faseln, sondern Massaloten haben zuerst die Nordsee befahren und die Inseln Albions entdeckt. Von Massalia ist nicht nur weithin über das empfängliche Keltenvolk die Kultur ausgestrahlt, hier ward wirklich mehr als ein Anfang gemacht, Land und Leute um die Stadt zu hellenisieren: Agde und Antibes, Monaco und Nizza sind griechische Namen. Selbst in der Leiblichkeit der Provenzalen fällt dem Besucher noch heute ein hellenischer Zug auf, und in der Seele der Mireio weht ein ionischer Hauch. Sind doch die drei Marien der Camargo nach der Legende desselben Weges direkt aus dem Osten gekommen, wie einst die ephesische Artemis, die auf dem Burgberge von Marseille thronte. Die ältesten keltischen Inschriften sind in griechischem Alphabet geschrieben, wie die Aufzeichnungen der Helvetier, welche Cäsar erbeutete, und noch die Christengemeinde von Lyon schrieb Griechisch. Mit Fug und Recht sieht man die Frische der Provinzialkunst Triers als ein Erbe des südfranzösischen Griechentums an. Massalia ist jahrhundertlang der gleichberechtigte Bundesgenosse Roms gewesen und hat noch im Seekriege gegen Hannibal die Führung gehabt; die Römer geben zu, daß sie ohne seine Hilfe die Kimbern nicht hätten abwehren können. Erst Cäsar hat mit skrupelloser Gewalt diese alten Bande zerrissen und Massalias Macht zertrümmert, weil er nur so Gallien romanisieren konnte; die Rechnung war richtig, aber für die Weltkultur liegt schwerlich ein Gewinn darin.

Massalia, gegründet um 600

Die Polandschaft, damals Wälder und Sümpfe, und die Lande östlich vom Apennin bis zu jenem Sena (einer Etruskergründung), das als Sinigaglia ihren Namen bewahrt, haben die Kelten im 5. Jahrhundert eingenommen. Als sie dann den Apennin überschreiten und Mittelitalien überrennen, erwirbt sich Rom die Anwartschaft auf sein italisches Reich durch die zähe Energie, mit der es die Apenningrenze behauptet, um bald zum Angriff überzugehen. Als Cäsar die Grenzen Italiens bis an die Alpen vorschiebt, ist die Romanisierung bereits so weit vorgeschritten, daß die fruchtbarsten Impulse in der Literatur von Männern der Polande ausgehen; bei nicht wenigen spürt man den Einschlag keltischen Wesens.

Die Kelten Italiens

Vorgefunden hatten die Kelten in Norditalien als herrschendes Volk die Etrusker; Bologna, dem sie diesen Namen gaben (Boulogne ist derselbe), war vorher eine blühende Etruskerstadt Felsina, durchaus in Kontakt mit der griechischen Kultur, vielleicht auch vom Adriatischen Meere her, überwiegend jedoch aus dem eigentlichen Etrurien jenseits des Apennin. Auch tief nach Umbrien und südlich bis an und über den unteren Tiber hatte dies Etruskertum erobernd und hier überall italische Bevölkerung unterwerfend und seiner Kultur erschließend, übergegriffen: alle Italiker mit Ausnahme der Latiner

Etrusker

haben die griechische Schrift über die Etrusker erhalten, die sie übrigens ebenso wie Latium aus dem kampanischen Kyme bekommen haben, nicht aus Asien. Das Eindringen der griechischen Kultur, wie natürlich von der Küste aus, läßt sich durch die Grabfunde datieren. Es hat gegen Ende des 8. Jahrhunderts begonnen, und zwar kam diese Kultur von den Griechen Asiens an die Küste von Toskana und zog dann landeinwärts bis an und über den Apennin. Dem entspricht die antike Überlieferung, die Brüder Tarchon (Tarquinius) und Tyrsenos wären aus Lydien eingewandert. Die meisten Archäologen nehmen daher jetzt an, die Etrusker wären wirklich erst damals zur See aus Asien gekommen, und sie finden darin eine Bestätigung, daß die Griechen den Namen Tyrsener für die Etrusker verwenden, so den Namen umbildend, den die Umbrer Turski sprachen. Der Name Tyrsenos zeigt durch seine äolische Ableitungssilbe, daß er zuerst für eine ganz singuläre Barbarenbevölkerung gebildet ist, die bis zu den Perserkriegen auf den kleinen Inseln Lemnos und Imbros saß; seine Übertragung auf die Etrusker aus dem Anklang an Turski abzuleiten, liegt nach zahlreichen Analogien am nächsten, aber undenkbar ist es nicht, daß er die Tyrsener mit den Turskern identifizieren wollte, was natürlich nicht die mindeste Gewähr für ihre ethnische Gleichheit liefern würde. Wirklich ist nun auf Lemnos eine Inschrift gefunden, in asiatisch-griechischen Buchstaben, die an das Etruskische anzuklingen scheint, unverständlich wie dieses. Nur sind diese lemnischen Tyrsener verhältnismäßig spät als Eroberer auf die Inseln gekommen und haben dort sogar schon eine griechische Siedlung zerstört. Gesetzt also auch, daß sich die Identität der Rasse bewahrheitet, so ist damit für die Herkunft der Etrusker wenig gewonnen. Es ist überhaupt vorschnell, die Ausbreitung von Gesittung und Mode in Tracht und Hausrat als Ausbreitung eines Eroberervolkes aufzufassen; was ein Mensch an und um sich hat, entscheidet nun einmal nicht über seine Herkunft und gar seine Sprache. Die Sprachforscher aber haben schlagend dargetan, daß das Etruskische stark auf die italischen Mundarten eingewirkt hat, und namentlich die Ortsnamen, aber auch die Familiennamen zeigen weithin in Italien etruskisches Gepräge, auch wo wir gar nicht ahnen, wie Etrusker da hätten hinkommen können. Danach ist es gänzlich ausgeschlossen, daß dieses Volk erst im 8. Jahrhundert an der toskanischen Küste erschienen wäre, vollends in so kleiner Volkszahl, wie eine Seefahrt allein zuläßt, denn diese würde unweigerlich ihre Sprache verloren haben, wie es den Normannen selbst in der Normandie ergangen ist. Immerhin sitzt so vielfach italische Bevölkerung unter den Etruskern, daß man diese gern selbst in Toskana als ein fremdes Herrenvolk betrachten möchte. Da die Sprache immer noch ein Rätsel ist, bleibt natürlich die Möglichkeit ihres Zusammenhanges mit dem „Karischen“ (wo es wenigstens Anklänge gibt) oder „Libyschen“ offen; nur wird x dadurch nicht deutlicher, daß man es mit y gleichsetzt. Vielleicht muß in diese schwierige Frage auch die älteste Kultur Sardinien hineingezogen werden, deren Erschließung erst in den letzten Zeiten von der italienischen Forschung methodisch in Angriff genommen ist. Ihr Reichtum steht zu aller späteren Geschichte der Insel, die seit der

karthagischen und römischen Eroberung mehr oder weniger kulturlos bleibt, in befremdendem Gegensatz.

Genau zu derselben Zeit, wo die kleinasiatisch-griechische Kultur von ^{Kyme} den Etruskern der Küste angenommen wird, setzen sich die Griechen am Golfe von Neapel so fest, daß sie sich bis tief in die Römerzeit behaupten; ihre Spuren kann man in dem neapolitanischen Wesen noch heute nicht verkennen. Diese Griechen sind es, welche dieselbe Kultur in ihr Hinterland tragen wie nördlich die Etrusker; selbst die Latiner haben so die Schrift übernommen, und die älteste lateinische Inschrift, ein Ring aus Palestrina, kann nicht jünger als Solon sein. Jedes L, das wir schreiben, ist ein Zeugnis dafür, daß unsere Schrift aus Kyme stammt, das von Euböa aus besiedelt ward, wo man das phönikische Λ, das die übrigen Griechen schrieben, auf den Kopf gestellt hat. Doch haben der durch die Funde bestätigten Tradition nach auch asiatische Griechen an der Gründung Kymes teil gehabt. In Kampanien hat sich dieses Griechentum mächtig entwickelt; die Ausoner, die alten Bewohner, haben sich der griechischen Einwanderung nicht erwehren können, während Etrusker und Latiner zwar die Gründung von Griechenstädten zu verhindern wußten, von der Kultur aber sehr viel übernahmen. Im 6. Jahrhundert wurden dann die Etrusker so mächtig, daß sie Latium und eine Zeitlang sogar Kampanien beherrschten. Rom wird damals seinen etruskischen Namen erhalten und erst damals eine größere Stadt geworden sein, als die Dörfer des Palatin und Quirinal sich um die neugeschaffene Burg des Kapitols und den etruskischen Iuppitertempel zusammenschlossen. Da war es natürlich mit der Ausbreitung der griechischen Herrschaft vorbei, und für einige Generationen kam die griechische Kultur zu den Latinern über Etrurien. Ist es da auch nur vorstellbar, daß dieselbe Kultur zwar vom Guadalquivir bis zum Apennin und dann wieder von Ostia südlich allerorten von Griechen importiert sei, dagegen auf der kurzen Strecke zwischen Ostia und Pisa durch lydische Tyrsener? Vielmehr werden die griechischen Auswanderer und Kaufleute sich auch dort gezeigt haben; aber Agrios, „der Wilde“, und Latinos, die schon in der hesiodischen Theogonie vorkommen, haben sie verhindert, selbständige Städte zu gründen. Diese Griechen, zu Hause Nachbarn der Tyrsener und Lyder, haben diese ihre Feinde in den Etruskern wiedergefunden, wie die Troer in den Elymern Siziliens, später in den Latinern, und wie die Korinther in den Illyriern von Pola die Kolcher ihrer Argonautensage fanden.

Von Nordosten her haben die illyrischen Veneter nach Italien über- ^{Illyrier} gegriffen und, bis sie romanisiert wurden, sich in Venetien gehalten. Stämme derselben Rasse sind an der Ostküste weiter abwärts und besonders in Apulien und der Terra d' Otranto, ja bis Kroton hin nachweisbar. Kein Zweifel, daß die Balkanhalbinsel über das Westmeer ebensogut von ihrer Bevölkerung abgegeben hat wie über das Ostmeer; es wird auch unter demselben Drucke, also auch ziemlich gleichzeitig geschehen sein. Nur sind hier in Messapiern, Iapygern usw. die ungrischen Elemente überwiegend, und es erscheint besonders so, weil wir unsere Nachrichten den später nachrückenden Griechen verdanken,